

Pamela Ribon
Du und ich für immer

Buch

Jedes Jahr unternehmen die beiden besten Freundinnen Danielle und Smidge eine gemeinsame, schöne Reise – leckere

Cocktails mit Schirmchen und endlose Strände inklusive.

Aber es kommt alles anders als erwartet! Ohne ihr das Ziel zu verraten, entführt Smidge die Freundin mitten ins Nirgendwo, um ihr eine schreckliche Nachricht zu enthüllen: Smidge ist unheilbar an Krebs erkrankt. Und sie hat eine ungewöhnliche Bitte an Danielle: »Wenn ich nicht mehr da bin, möchte ich, dass du meinen Job übernimmst. Heirate meinen Ehemann, erziehe meine Tochter. Werde Smidge 2.0.«

Während Danielle mit dieser alles verändernden Entscheidung ringt, zerbricht sie beinahe an der inneren Zerrissenheit – auf der einen Seite will sie den Wunsch ihrer besten Freundin erfüllen, andererseits muss sie sich selbst treu bleiben. Zudem hatte sie eigentlich alles dafür getan, dem Kleinstadt-leben, das Smidge führt, zu entkommen.

Als sie Tucker wiedertrifft, einen guten Freund von früher, kommt ihr der Gedanke, in ihre Heimatstadt zurückzukehren, auf einmal gar nicht mehr so abwegig vor. Doch als Smidge versucht, Danielles und Tuckers zarte Beziehung zu zerstören, um ihren Plan durchzusetzen, gerät alles aus den Fugen. Und Danielle muss sich entscheiden, ob sie wirklich bereit ist, sich und ihr eigenes Leben für die todkranke Freundin zu opfern ...

Autorin

Pamela Ribon ist eine erfolgreiche amerikanische Schriftstellerin und Drehbuchautorin. Unter anderem schrieb sie für die US-Sitcom *Samantha Who?* – mit Christina Applegate in der Hauptrolle –, die mit dem Emmy Award ausgezeichnet wurde. Ebenfalls prämiert wurde sie für ihren beliebten Blog »Pamie«.

Pamela Ribon

Du und ich für immer

Roman

Übersetzt von
Claudia Geng

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»You take it from here« bei Gallery Books, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Oktober 2014 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © 2012 by Pamela Ribon

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlagmotiv: Corbis/Edvard March;
Getty Images/Nathan Winter; www.buerosued.de

Redaktion: Eva Seifert

HJ · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38212-5

www.blanvalet.de

Für Madeleine Chao

Süßes Mädchen.
Mögest du die Welt erobern.

(Miau)

Jenny,

*ich habe den Verdacht, wenn Du das hier liest, hält
Deine andere Hand ein brennendes Streichholz.*

*Aber ich denke, Du solltest damit warten, diesen
Brief zu vernichten, bis Du ihn gelesen hast.*

*Ich kann mir vorstellen, dass Du Dich nun schon seit
langer Zeit danach sehnst, die Wahrheit zu erfahren.
Du konntest es noch nie leiden, wenn man Dir Dinge
vorenthielt. Das hat mit Deinem Stolz zu tun, den
Du von Deiner Mutter geerbt hast. Deswegen tust Du
lieber so, als wäre ich von der Erdoberfläche ver-
schwunden. Ich bin mir sicher, sie wäre stolz auf Dich,
dass Du stur geblieben bist.*

*Aber hör zu. Ich weiß, was Dich morgen erwartet. Das
ist keine Kleinigkeit, Miss Ma'am. Es versteht sich
wohl von selbst, dass ich, kaum dass ich von Deinen
Neuigkeiten erfahren hatte, mir wünschte, bei Dir sein
zu können. Aber man bekommt nicht immer, was man
will, das weiß ich.*

*Es ist schwer, dass ich mit Dir nicht mehr so reden
kann, als wärst Du noch ein junges Mädchen, linkisch
und trotzig. Ich halte mir immer wieder vor Augen,
dass Du nicht mehr dieser Teenager bist, dass die
Möglichkeit besteht, dass Du nichts mehr mit der*

Jenny gemein hast, die ich mal kannte, die, über die ich mir in meinem Leben so viele Gedanken gemacht habe. Wie bist Du so alt geworden? Ich kann mir nicht einmal ansatzweise vorstellen, was ich alles verpasst habe.

Was Du gleich lesen wirst, wird für keine von uns leicht sein. Es wird mich nicht immer im besten Licht darstellen, und ich mache mir Sorgen, dass manche Passagen zu hart für Dich sein könnten. Ich werde versuchen, Dich zu warnen, wenn die schwere Kost kommt, aber ich denke, es ist an der Zeit, dass Du alles erfährst. Du bist inzwischen weiß Gott alt genug. Vor allem denke ich, dass inzwischen offiziell genug Zeit ins Land gegangen ist, um ausschließen zu können, dass Deine Mutter eine Möglichkeit findet, mich umzubringen, weil ich Dir alles erzähle.

Ich denke, sie würde es befürworten, dass Du nun aufgeklärt wirst. Sie würde sich wünschen, dass Du ihre ganze Geschichte erfährst, ihre ganzen Beweggründe, und wie sie zu meinen wurden.

Also, lass uns anfangen. Wir müssen zunächst ein gutes Stück in der Zeit zurückgehen. Zurück in das gute alte 2010. Du warst dreizehn. Darüber denke ich übrigens viel nach. Du warst erst dreizehn.

Du bist nie aus meinen Gedanken verschwunden. Nicht einen Moment lang.

Also, puste bitte dieses Streichholz aus. Es ist zu Deinem eigenen Besten.

1

Während es über zwei Jahrzehnte dauerte, um die Infrastruktur zu errichten, die zu dem führen konnte, was geschehen ist, begann eigentlich alles in dem Jahr, als deine Mutter und ich fünfunddreißig waren, mitten im lavaheißen Juli.

Bevor ich fünfunddreißig wurde, hatte ich mir nichts jenseits dieses Alters vorstellen können, aber heute kommt es mir so vor, als wäre ich damals noch ein Baby gewesen. Ich hatte eine übervolle Handtasche an meiner Hüfte balanciert, meine Lesebrille steckte vergessen auf dem Kopf, während eine billige Sonnenbrille auf meiner Nase rutschte. Mein Smartphone lag in der einen Hand, während die andere meine schlaffen blonden Haare zu einem provisorischen Knoten hochsteckte. Jeglicher Sinn für Stolz auf die eigene äußere Erscheinung schmolz in dieser klebrigen, elenden Hitze von Louisiana rasch dahin.

Ich stand in der, mit einem aggressiv gemusterten Teppich ausgelegten Gepäckausgabe des Flughafens von Ogden, wo ich verzweifelt versuchte, die restlichen Sekunden klimatisierte Luft zu absorbieren. Gleich würde ich in die stickige Schwüle eintauchen. Das Klima ist zur Hälfte dafür verantwortlich, dass ich

überhaupt erst aus Ogden weggegangen bin. In dieser drückenden Atmosphäre zu leben, hatte mir immer das Gefühl gegeben, eine Art exotische Küchenschabe zu sein, die herumkrabbelt und die Kühle der Nacht sucht.

Ich vermisste bereits das vorhersagbare Wetter bei mir zu Hause in Los Angeles, wo ich jetzt normalerweise mit meinem Laptop in einem Café sitzen würde. Wenn ich nicht damit beschäftigt wäre, Pläne für einen Kunden zu entwerfen, würde ich meine Homepage aktualisieren und in einem neuen Beitrag mit meinem jüngsten Erfolg angeben, oder ich würde die Arbeit mit einer gesunden Portion Internetsurfen vor mir herschieben. Ich wusste zwar, dass es mir gut gehen würde, sobald ich Smidge sah, und sogar noch besser, sobald wir zu unserer Reise aufbrachen, aber zu jenem Zeitpunkt war ich am Verzweifeln, weil meine Haare sich bereits zu kräuseln begannen.

Es war wichtig, deiner Mutter unter die Augen zu treten, bevor meine Frisur völlig ruiniert war, wenn ich nicht wieder ihren Lieblingseröffnungsmonolog über mich ergehen lassen wollte mit der Überschrift »Alles auf deinem Kopf ist verkehrt«.

Smidge hatte mich gebeten, dieses Mal zu ihr zu kommen, um von dort aus in unseren jährlichen Urlaub zu starten. Ich benutze den Ausdruck *bitten*, aber das beschreibt es nicht richtig. In Smidges Welt gibt es kein *Bitten*. Es gibt Auffordern, Verkünden, Verlangen und Befehlen. Und wenn das alles nicht hilft: Drohen.

Ich war gerade einmal zehn Minuten auf dem Boden, als ich erkannt wurde. Das war typisch für Ogden, wahrscheinlich kannte ich die Hälfte der Leute, die im Ankunftsbereich herumstanden. »Oh, ich habe gehört, dass Sie kommen«, hatten bereits einige zu mir gesagt, während ich wartete, so, als ob die Lokalzeitung jeden Tag die Passagierlisten des Flughafens abdrucken würde. Anders konnte ich es mir nicht erklären, dass scheinbar immer jeder Bescheid wusste, wenn ich zu Besuch kam. Dein Dad erklärte mir später, das würde daran liegen, dass deine Mutter es überall herumposaunte, als würde eine Berühmtheit in Ogden absteigen. Ich habe immer noch Mühe, mir das vorzustellen, weil ich mir neben ihr so unbekannt vorkam.

»Hey, California!«, sagte der auffällig große Mann-Junge, der mich angrinste, mit einer Stimme, die laut genug war, dass sich jeder nach ihm umdrehte. »Siehst gut aus.«

Tucker Collier hatte angefangen, mich »California« zu nennen, lange bevor ich wegzog. Er hatte irgendwo aufgeschnappt, dass ich schon früher, als ich drei gewesen war, in Kalifornien gelebt hatte. »Das erklärt alles«, sagte er damals, als wir noch auf dem College waren. »Warum du so anders bist.« Über meinen Umzug nach Los Angeles witzelte er noch heute: »Sie ist auf ihren Heimatplaneten zurückgeflogen.«

Unabhängig davon, wie viele Jahre meines Lebens ich in Ogden investiert hatte – aktive, junge Jahre –, unabhängig davon, wie oft ich zu Besuch zurückkehrte,

es änderte nichts an der Tatsache, dass ich, als ich einmal angekommen war, nicht geblieben bin. Ich hatte mich nicht für die Ewigkeit dort niedergelassen. Seit damals bin ich nur ein Gast in Ogden. Eine Fremde. Den Leuten genauso ein Rätsel wie Kalifornien.

Smidge hätte mich eigentlich abholen sollen, aber sie war nirgendwo zu sehen und tat offenbar so, als hätte sie ihr Handy verlegt, da sie weder auf Anrufe noch auf SMS reagierte. Ein Glück für mich, dass die kleinen Städte im Süden voll sind mit jungen Männern, die nur darauf warten, herbeizueilen und einem zu helfen. Mein Retter war in Gestalt eines Mannes erschienen, der mit seinem typischen schelmischen Grinsen vor mir stand, so eines, das aussieht, als würde er gerade an einen Witz denken, den man nicht in der Öffentlichkeit erzählen konnte.

»Tucker Collier!«, rief ich, denn das machen alte Freunde hier unten so, wenn sie sich schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen haben. Wir rufen laut den Vor- und Nachnamen, als wären wir bei einer Anwesenheitskontrolle.

»Danielle Meyers!«

Tucker hob mich eine beeindruckende Distanz vom Boden hoch, während er mich an seine Brust presste. Da er eins neunzig groß war und hundertfünfzehn Kilo schwer, blieb mir nicht viel anderes übrig, als die Wucht des Aufpralls hinzunehmen und als »Zuneigung« zu etikettieren. Tucker war immer noch erhitzt von draußen, und seine feuchte Haut unter dem Stoff verströmte eine süße Klebrigkeit.

»Meine Milz!«, brachte ich wimmernd heraus, während ich mich wand und gegen ihn stemmte.

Tucker lachte und ließ mich sanft auf die Erde herunter. Ich habe schon immer für seine großen grünen Augen geschwärmt und für seine sandblonden Locken, mit denen er sich weigerte, etwas anderes zu machen, als sie unter seiner verbeulten blauen Baseballmütze plattzudrücken. Wäre Tucker nur ein bisschen eitler gewesen, hätte er ein Model werden können. Er hatte diese herrlich sorglose, einheimische Ausstrahlung, eine gefährliche Kombination aus hilfsbereit und wild. Tucker wäre der Erste, der zur Beerdigung deiner Großmutter kommt, und der Letzte, der am Sonntagabend aus der Kneipe geht.

Ich bin mir sicher, du weißt, dass das ein Kompliment ist.

Mag sein, dass Tucker und ich zwar dieselbe Highschool besucht haben in einer Stadt, in der es so schien, als ob jeder gesetzlich dazu verpflichtet wäre, irgendwann mal jeden zu daten, aber trotzdem hatten Tucker und ich es nie geschafft zusammenzukommen. Ich könnte mich damit herausreden, dass er etwas älter ist als ich, aber ich denke, es lag wohl eher daran, dass ich im Schachclub war. Damit will ich nicht sagen, dass Tucker Vorurteile hatte. Es hatte eher damit zu tun, welche Rolle ich im Schachclub hatte.

Ich war nämlich die Vorsitzende. Zwei Jahre lang.

Und ich habe uns gezwungen, T-Shirts zu tragen.

T-Shirts mit der stolzen Aufschrift *Wir halten euch in Schach*.

»Sorry.« Tucker stopfte eine seiner großen Hände in die Gesäßtasche seiner Jeans, während er die andere nach mir ausstreckte. Er tätschelte verlegen meinen Arm und streichelte ihn wie ein Kaninchen. »War nich' meine Absicht, dich zu zerquetschen.«

Tucker wurde nach ein paar Bieren immer redselig, aber in der Öffentlichkeit, »unter dem gemeinen Volk«, wie er gerne sagte, zog er eine feierlich-stoische Haltung vor. Es war fast so, als wäre er absichtlich schlecht darin, sein Superhelden-Alter-Ego zu verbergen, nur um sicherzugehen, dass wir alle *wussten*, dass er ein Superheld war. Auf diese Weise konnten wir alle so tun, als wüssten wir es *nicht*, damit Tucker seine »nachdenkliche« Miene aufsetzen und über unsere Köpfe hinwegpähen konnte, als würde am Horizont Unheil aufziehen und er sich bereithalten, uns zu retten.

Aber ich kannte die Wahrheit. Dass Tuckers strenges Auftreten nämlich in Wirklichkeit eine Folge davon war, dass seine große Liebe ihn zerbrochen hatte. Wir wussten alle über unsere jeweiligen Geheimnisse und Fehler Bescheid, redeten aber nur darüber, wenn der Betroffene nicht dabei war. Manche mögen das Tratschen nennen, aber wir taten das aus Respekt.

»Die Frisur gefällt mir«, bemerkte Tucker, womit er meine meinte, und ich streifte sofort mit den Fingern durch meine Haare, um den schlampigen Knoten zu lösen, bevor ich die schulterlangen Spitzen aufwickelte wie eine Fünftklässlerin. Es musste an Tuckers Größe liegen, dass ich in seiner Gegenwart immer beschä-

mend und für mich untypisch mädchenhaft wurde. Oder an unserer Vergangenheit. Wenn ich ihn nicht schon so lange kennen würde, hätte es vielleicht keine besondere Rolle gespielt, dass ihm eine nette Bemerkung eingefallen war.

»Oh, danke«, stammelte ich, während ich mir insgeheim befahl, die Hände stillzuhalten.

»Jau«, sagte Tucker, dem es sichtlich Vergnügen bereitete, mich zum Erröten zu bringen. »Du siehst richtig gut aus, California. Gut genug, dass ich es noch einmal sagen muss. Das liegt wohl an den ganzen Salaten und den Filmstars. Die färben auf dich ab.«

Ich widerstand dem Bedürfnis, ihm zu erklären, wie sehr er sich über mein »gutes« Aussehen täuschte. Ich hätte ihn leicht auf meine diversen trockenen Hautstellen hinweisen können, die nur einen Arztbesuch davon entfernt waren, als Ekzeme klassifiziert zu werden, oder ich hätte ihm die Mini-Konstellation aus braunen Flecken zeigen können, die ich vor Kurzem in der Nähe meiner rechten Schläfe entdeckt hatte – eine Art verunglücktes Geburtstagsgeschenk meines Körpers an sich selbst zum Fünfunddreißigsten. Offen gesagt, hätte ich eigentlich nur auf mein Trägerhemd deuten müssen, das ich im Flugzeug mit Kaffee bekleckert hatte. Es sah aus, als hätte ich mir eine Brustwarze aufgemalt. Zum Glück konnte ich meine Schultertasche strategisch geschickt darüber platzieren, dankbar, dass mein übergroßes Handgepäck mich vor möglichem Spott bewahrte.

Ich wünschte mir plötzlich, dass Smidge genau hier

bei uns erscheinen würde, nur, damit sie Tuckers freundliche Worte über mein Äußeres hören konnte. Sie war der Grund, warum ich mir überhaupt die Mühe gemacht hatte, mich auf einem siebenstündigen Nachtflug zusammenzunehmen, einem Nachtflug inklusive einer grauenhaften Zwischenlandung in Houston, die Ähnlichkeit hatte mit einem Sprint in Höchstgeschwindigkeit, damit ich das Gate noch rechtzeitig erreichte. Wäre ich woanders hingeflogen, hätte ich mich einfach unter einem Hut versteckt und mich mit den stärksten Schlaftabletten weggeknockt, die ich finden konnte. Aber Smidge hatte eine Art, dafür zu sorgen, dass mein Leben ein paar Extraschritte nahm.

Die übliche Kritik, die sie mir nach dem ersten Blick geben würde, lag irgendwo zwischen »Hey, Eulenaugel! Hast du keine Augenmaske?« und »Trägst du etwa Söckchen zu diesen Absätzen? Lebst du in den Fünfigern? Soll ich in der Jukebox Buddy Holly auflegen, Mary Jane?«

Spitznamen und Schläge unter der Gürtellinie. Smidge war halb wie ein Stand-up-Comedian, halb wie ein enttäuschter Football-Coach, der ein paar Strafrunden anordnete.

Tucker und ich hatten uns seit mindestens zwei Jahren nicht mehr gesehen, und bei der letzten Gelegenheit auch nur kurz, wenn ich mich recht erinnere, weil er mit den Jungs zum Golfen fahren wollte. Das musste der Abend mit dem Feuerwerk gewesen sein, das letzte Mal, dass James mich nach Ogden begleitet hatte, bevor wir uns trennten. Sie haben ihn an jenem

Abend abgefüllt und mit Römischen Lichtern gejagt, weil er so dumm gewesen war zu erzählen, dass er noch nie mit Feuerwerkskörpern gespielt hatte.

Erinnerst du dich an James? Bestimmt. Du warst total in ihn verliebt, als du noch klein warst. Eines Abends hast du ihn dazu gebracht, in deinem Prinzessinnenbett zu schlafen, und als du ihn zugedeckt und die rosafarbene Tinkerbell-Decke nach und nach unter seine Schultern gestopft hattest, hast du ihm feierlich erklärt, dass er nach dem Aufwachen durch einen Zauber in einen Prinzen verwandelt und für alle Ewigkeit mit dir vermählt sein würde.

Ich konnte es dir nicht verübeln, dass du in ihn verschossen warst. Er nannte dich *Prettygirl*, in einem Wort. Warst du im selben Raum wie er, hast du verlangt, auf seinem Schoß zu sitzen. Als du zum ersten Mal gesehen hast, wie er meine Hand hielt, warst du tagelang sauer auf mich. Du hast dich einfach geweigert zu teilen, selbst als ich versuchte, meine Position zu behaupten, nach dem Motto »Wer zuerst kommt ...«

»Mich liebt er mehr«, beharrtest du. Acht Jahre alt und bereit, dich für den Rest deines Lebens festzulegen. Ich war damals mehr als dreimal so alt wie du und mir nicht annähernd so sicher mit ihm.

Du warst unser Blumenmädchen. Das einzige Blumenmädchen in der Geschichte, das beim Gang zum Altar hysterisch heulte. Du hast die Blütenklumpen bei der Zeremonie geschleudert, als würdest du Granaten werfen.

Du warst elf oder so, als du erfuhrst, dass James

und ich uns getrennt hatten. Ich weiß noch, du hattest dieses Lächeln im Gesicht, und ich fragte mich einen Augenblick lang, ob du nachgeholfen hattest mit irgendeinem Bann oder Zaubertrank, wofür vorpubertäre Mädchen eine Neigung haben. Ich konnte mir gut vorstellen, dass du dir den perfekten Anti-Liebeszauber ausgedacht hattest, kombiniert mit gerade genug Wünschen, damit deine Gebete endlich erhört wurden.

Damals hasste ich dich ein bisschen, Jenny. Weil James mich nie so geliebt hat, wie er dich liebte. Er hat mich nie so geliebt, wie ich war.

Mir kam in den Sinn, dass der Grund, warum Tucker so freundlich war, so übermäßig voll des Lobs sein konnte, während er mir auf die Schulter klopfte, als wäre ich ein gutes Pferd, dass er mitbekommen hatte, dass meine Scheidung endgültig war. Tucker hatte nie viel von James gehalten. Er hatte sofort aggressiv auf ihn reagiert. »Jeder Kerl, der eine Schiebermütze trägt, ist ein Arschloch«, erklärte er mir einmal. Wir beließen es dabei.

Das Laufband in der Gepäckausgabe erwachte ruckartig zum Leben und verschaffte Tucker und mir ein anderes Ziel, auf das wir unsere Aufmerksamkeit richten konnten. Die anderen neun Passagiere von meinem Flug traten ein paar Schritte vor und machten sich breit.

Wir stellten uns in die Nähe der Gepäckbandkurve, als mir in den Sinn kam, warum er vielleicht hier war. »Hat Smidge dich hergeschickt?«, fragte ich.

»Nein, Ma'am«, antwortete er. »Ich habe eine Freun-

din meiner Mutter hier abgesetzt. Sie fliegt nach Chicago, wo sie ihre Schwester besucht.« Er deutete auf die Rollbahn, die man durch die Glasscheiben sehen konnte. Sie war keine hundert Meter von unserem momentanen Standort entfernt. »Ich habe dich aus dem Flugzeug steigen sehen und dachte mir, ich sage mal Hallo. Willkommen in der Heimat. Du nennst das hier doch noch Heimat, oder?«

»Natürlich.«

»Lügnerin.«

Ich schickte mich an, nach meinem Koffer zu greifen, aber Tucker kam mir rasch zuvor, während er den Gentleman-Modus aktivierte. Ich bedankte mich.

»Ich beneide die Freundin meiner Mutter«, sagte er. »Ab in den Norden, irgendwohin, wo es kühler ist, raus aus dieser stinkenden Hitze. Warum kommst du ausgerechnet im Hochsommer hierher? Ich dachte, du bist ein schlaues Mädchen.«

Ich entdeckte meinen zweiten Koffer. Wieder war Tucker schneller, bevor ich überhaupt die Chance hatte, mich vorzubeugen. »Ich kann nicht glauben, dass schon wieder ein Jahr um ist seit eurem letzten Urlaub«, sagte er. »Wo wart ihr noch mal? Italien?«

»Nein, letztes Jahr waren wir in China. Ich weiß nicht genau, wohin die Reise dieses Mal geht. Sie meinte, das ist eine Überraschung.«

»Nun, ich hoffe, es ist weit weg. Und ich hoffe, ihr habt die Gelegenheit, einen Affen zu streicheln.«

Smidge würde niemals einen Affen streicheln.

»Ich vermute, es geht entweder nach Mexiko, oder

sie will mich auf ein verdammtes Kreuzfahrtschiff locken, wie sie das schon länger plant.«

Ich blickte auf mein Smartphone in meiner Hand, als hätte ich irgendwie eine Nachricht von ihr übersehen. Ich überlegte, ob ich mir einen Leihwagen nehmen sollte, aber das schien Geldverschwendung zu sein.

Wie auf ein Stichwort, das ich ihm jedoch gar nicht gegeben hatte, sagte Tucker: »Ich kann dich mitnehmen.«

»Wenn es nicht zu viele Umstände macht.«

Er hob die Hand und spielte an dem ausgefransten Schirm seiner Baseballmütze. »Du hast Glück, heute ist der Hilf-einem-hübschen-Mädchen-Tag«, erwiderte er, superheldenstolz auf sich selbst.

»Boah, kernig, Tucker!«, sagte ich, während ich seinen Akzent nachäffte. »Das ist echt nachbarschaftlich von dir.«

»Du kannst auch zu Fuß gehen«, erwiderte er. »Sieht so aus, als wäre dort draußen richtig nettes Wetter zum Spaziergehen, nich'?«

»Tut mir leid. Danke für dein Angebot, mich mitzunehmen.«

Das Flughafengebäude zu verlassen, fühlte sich immer an wie ein Schlag ins Gesicht. Die Fahrzeuge standen in einer Reihe draußen vor dem Eingang. Das war der ganze Parkplatz an diesem Ort: der *Bordstein*.

Manche Menschen finden die Überschaubarkeit von Ogden beruhigend, aber mir gab sie das Gefühl, als würde ich in einem Rollkragenpullover stecken und keine Luft bekommen. Ich brauche Raum. Abwechs-

lung. Das Gefühl, dass jede Menge Dinge um mich herum passieren. Smidge blühte in dieser Welt auf, vielleicht weil sie immer einen Weg fand, dass alles einzig und allein um sie kreiste.

Tucker warf mit einer flapsigen Nachlässigkeit mein Gepäck hinten in seinen verrosteten braunen Jeep, als wären meine Koffer mit Kissen gefüllt. »Tut mir leid, wie die Kiste hier aussieht«, sagte er und verpasste der Beifahrertür einen gezielten Schlag. »Sie hat keinen Wasserschlauch mehr gesehen, seit mein Hund zum letzten Mal drinsäß.«

Ich rollte ein paar fleckige Tennisbälle vom Beifahrersitz in den Fußraum. Sie hüpfen sanft, bevor sie sich zwischen zwei leeren Gatorade-Flaschen einnisteten. Um Platz für meine Füße zu schaffen, kickte ich leere Fast-Food-Verpackungen und zerknüllte Quittungen zur Seite auf einen Haufen.

Der Jeep neigte sich unter Tuckers Gewicht, als er sich hinter das Lenkrad schwang. Er drehte mit der rechten Hand den Zündschlüssel und drehte mit der linken seine Mütze, bis der Schirm über seiner Sonnenbrille war. Tucker machte sich nicht die Mühe, sich anzuschallen, das kam erst viel später, als wir längst fuhren. Ich hörte Musik dudeln, zu leise, um viel mehr zu erkennen als einen regelmäßigen Rhythmus.

Die Unterseiten meiner Oberschenkel klebten bereits an dem Vinyl, während sich auf meinen Schienbeinen Schweißperlen bildeten. Ich raffte mit einer Hand meine Haare hoch und drückte sie an meinen Hinterkopf.

»Heiß«, war alles, was ich herausbrachte.

»Dann werd ich mal ein bisschen auf die Tube drücken und uns Abkühlung verschaffen«, sagte Tucker, bevor er an einer Kreuzung abbog. Ich schloss die Augen und versuchte, diese Outdoor-Sauna von Stadt zu ignorieren, während ich betete, dass das Ziel, welches Smidge auch immer für uns ausgesucht hatte, eiskalt sein würde verglichen hiermit. Lass uns nach Moskau, Norwegen, Alaska fliegen – irgendwohin, wo der Sommer keine Rolle spielte, wo wir uns einmummeln und viel zu viel trinken konnten.

Wenn Smidge auch nur eine Sekunde lang versuchen würde, mich auf ein Kreuzfahrtschiff zu bekommen, würde ich sie umbringen. Ich würde sie niederringen und mit meinen schweißnassen Händen erwürgen.

Du kamst uns bereits entgegengeschlendert – ganz auf dein Handy konzentriert, mitten in einer SMS –, als wir in eure Einfahrt bogen. Dieses glitzernde, pink-violette Gerät verließ nie deine Hand. Während der Mahlzeiten, beim Zähneputzen, selbst im Schlaf hieltest du es fest. Es war fast, als hättest du es versehentlich an deine Hand installiert und würdest nun alle möglichen Tastenkombinationen ausprobieren in dem verzweifelten Bemühen, den richtigen Code zu finden, um dieses Ding wieder von deiner Hand lösen zu können.

Du lehntest dich mit dem Hintern gegen den stau-bigen Kühlergrill von Tuckers Jeep und verharrtest dort, während du beobachtetest, wie ich mich aus dem Wagen schälte. Du räkeltest dich wie ein Pin-up, und von deiner ausgefransten Jeans-Shorts baumelten Fäden über deine gebräunten, schlanken Beinen, die mir Unbehagen verursachten und mich gleichzeitig deprimierten.

Du hattest Kurven. Weibliche Kurven. Und ich muss dir sagen, Jenny, selbst nach allem, was wir hinter uns haben, bist du in meiner Vorstellung immer noch ein winziges, junges Ding. Sechs Jahre alt, das

mich mit einem Höchstmaß an Wissbegier fragt, ob es im Polareis eine Vanilleabteilung gebe. Es war schwer zu sehen, wie du dich in eine Frau verwandeltest, weil ich mir manchmal alt dabei vorkam, aber hauptsächlich, weil ich deine Metamorphose vom *Prettygirl* zu einer atemberaubenden jungen Frau verfolgte. Deine Unschuld und Lieblichkeit standen in einem scharfen Kontrast zu dem gefährlichen Körper, den du entwickeltest. In meiner Vorstellung sah ich nur noch deinen zukünftigen Liebeskummer. Am liebsten hätte ich dich in einen Schrank eingesperrt, weggeschlossen vor den Kerlen, die die Macht besaßen, dich in etwas Härteres, Abgestumpftes und Verbrauchtes zu verwandeln.

Du warst immer mein wandelnder Beweis für die Zeit, der handfeste Beweis, dass das Leben unweigerlich weiterging.

»Ooh, du musstest dir selber einen Fahrer organisieren!«, lautete dein frecher Begrüßungsspruch, während du vor Aufregung getänzelt, mit dem Kopf geschüttelt, die Wangen eingesogen, die Lippen gespitzt hast. Ich erkannte in deinem Gesicht das wieder, das sich früher mit mir vor dem Tanztraining an meinem Spind getroffen hatte. »Bist du sauer?«, fragtest du. »Ich an deiner Stelle wäre sauer. Mama hat dir nicht einmal gesimst, und hey, weißt du was? Sie hat deine SMS gesehen.«

Familiendokumentatorin, Historikerin und Amateurpaparazza, das ist unsere Schlaumeierin, auch bekannt als Jennifer Cooperton. Immer dem Treiben der

Erwachsenen auf der Spur. Wir mussten anfangen, Dinge über deinem Kopf zu buchstabieren, bevor du vier warst. Wenn es ein Geheimnis gab, hast du es sofort gewittert und aufgestöbert wie die plüschigste Angorakatze, die den empfindlichsten Allergiker unter den Partygästen ausfindig macht. Aus diesem Grund erlaubte deine Mutter dir nicht, ein eigenes Blog zu führen.

»Warte, bis ich in der Klapsmühle bin, bevor du Schlechtes über deine Mutter verbreitest«, sagte sie einmal, wie ich in Erinnerung habe. »Ich weiß, du machst dir sowieso irgendwo Luft. Ich bin ja nicht blöd. ›*Liebe Welt, das Leben ist so ungerecht, und meine Mom ist echt gemein. Bitte schickt Hilfe, denn das hier ist Kindesmisshandlung, weil ich zum Frühstück keine Cola haben darf. Senden.*«

Tucker ächzte, während er seine große Gestalt in den Himmel reckte. »Ist dein Daddy so weit?«, fragte er dich.

»Er kommt gleich.«

Tucker und Henry hatten damals schon seit einigen Jahren einen Möbelrestaurationsbetrieb. Smidge spottete immer, dass sie die Wochenenden auf Antikmärkten verbrachten wie zwei alte Weiber, aber oft waren sie unterwegs wegen eines Buffetschranks oder eines Porzellanservices, in das Smidge sich online verliebt hatte. Ich kann nicht einmal zählen, wie oft sie Henry einen Ausdruck in die Hand gedrückt hatte, während sie ihn zum Abschied küsste und ihm zuflüsterte: »Besorg mir das.«

Und, du weißt ja, gewöhnlich tat er das.

»Danielle Meyers!«

Schmal und braungebrannt, immer in einer an den Knien gerissenen Jeans und einem weißen T-Shirt, mit demselben Gürtel, den er seit der siebten Klasse trug (womit er gerne prahlte), sah Henry oft so aus, als käme er gerade vom Set eines Films über rebellische Teenager. Er gelte sogar seine Haare seitlich zurück, was wohl keinem Mann stehen dürfte, ihm jedoch immer schmeichelte. Er roch nach Mandelöl und Bier.

»Du hast deutlich mehr Gepäck als Smidge«, bemerkte er in seinem weichen Dialekt, während er Tucker einen meiner Koffer abnahm.

»Nun, sie wollte mir nicht verraten, wohin die Reise geht, also habe ich alles mitgebracht«, erwiderte ich. »Von Bikinis bis zu Schneestiefeln.«

Henry hatte ein bisschen Bauchspeck angesetzt, was ihn endlich alt genug aussehen ließ, um ein Vater zu sein. Es stand ihm gut, er sah aus, als wäre er glücklich.

Henry klopfte Tucker auf den Rücken. »Danke, dass du Danielle abgeholt hast«, sagte er. »Mir war klar, dass meine Frau nie rechtzeitig in die Gänge kommen würde, darum weiß ich das zu schätzen.«

»Tucker, du Lügner! Du bist also doch extra wegen mir gekommen!«

Tucker hob das Kinn und blickte mit gespielter Stolz in die Ferne. »Schon möglich«, erwiderte er. »Vielleicht habe ich nicht ganz die Wahrheit gesagt. Aber so

hattest du das Gefühl, etwas Besonderes zu sein, also war es das wert.«

Und wieder landete ein erfolgreicher Superheldenmoment in den Geschichtsbüchern.

Nachdem Henry und Tucker zu irgendeiner Antiquitätenbesichtigung aufgebrochen waren, gingen du und ich zum Haus zurück. Du legtest den Arm um meine Taille und lehntest den Kopf an meine Schulter. Die Sonnenhitze tränkte deine dicken blonden Haare, die diesen unerreichbaren Glanz der Jugend hatten. Deine Hüfte stieß beim Gehen gegen meine, ein weiterer Beweis, dass du kein kleines Kind mehr warst – dein Schwerpunkt sank, und du warst noch dabei, dich an deinen neuen Körper zu gewöhnen. Du rochst nach billigem Parfüm, was bedeutete, dass du wieder einmal mit der Innenseite deiner Handgelenke über Zeitschriftenwerbung gerieben hattest.

»Oh, hey, ich hab was für dich«, sagte ich, als es mir wieder einfiel, während ich langsamer wurde, um in meiner Handtasche zu kramen.

»Juhu!«

Ich gab dir ein kleines Parfüm von Chloé. »Du musst es sofort verstecken, bevor sie es findet und mir an den Kopf wirft.«

Smidge war bekannt dafür, die beliebigsten, harmlosesten Dinge plötzlich als anstößig, geschmacklos oder gefährlich zu deklarieren. Es gab die Phase, in

der sie Käse ächtete, den Monat, in dem sie Hip-Hop verbannte, und den unvergesslichen Winter, in dem sie alle Teppiche im Haus herausriss. *Mit ihren eigenen Händen.*

Smidge änderte dann grundsätzlich wieder ihre Meinung, was sich in einer scheinbar spontanen Entscheidung ausdrückte. Sie würde nie einfach nur zugeben, dass sie sich womöglich geirrt oder irrationale Maßnahmen getroffen hatte. Es gab kein Bedauern, keine Reue. Vielmehr war es immer eine bewusste Wahl, die Richtung zu wechseln, als hätte sie sich bei jemandem mit mehr Erfahrung Rat geholt.

»Ich schätze, ein bisschen Hip-Hop wird niemanden umbringen«, würde sie vielleicht sagen. »Vorausgesetzt, es ist guter Hip-Hop wie der von Kanye West. Glaubt mir, dieser Mann weiß, was er tut.«

Als hätte er persönlich angerufen und ihr das Musikverbot ausgedet. »Kleine, warum tickst du gleich so aus? Wie kann Kanye das wieder hinbiegen?«

Smidge änderte allerdings nie ihre Meinung über Caprihosen. Ich musste dies auf die harte Tour lernen, als sie meine Caprihose mit der Schere in eine Shorts verwandelte, während ich sie anhatte. *Während ich sie anhatte.* In eurem Garten, umrundet von Gästen, mitten auf einer Grillparty attackierte deine Mutter mich mit einer Schere, die sie sich aus der Küche geholt hatte, und schrie: »Das ist nur zu deinem Besten!«

Parfüm kam auf den Index, als Smidge ihre Phase hatte, in der sie sich an allen möglichen Gerüchen

störte. Sie unterbrach sich häufig mitten im Satz, riss den Kopf hoch und schnupperte.

»Was zur Hölle?«, murmelte sie dann leise vor sich hin und funkelte jeden Fremden an, der sich unglücklicherweise gerade in der Nähe befand. Jeder war verdächtig, da ihr Geruchssinn ständig attackiert wurde.

Sie musste würgen bei dem Geruch von Benzin, Erdbeer-Milchshakes und Kaugummi. Eines Tages starrte sie fast eine halbe Stunde lang auf ihren Garten, überzeugt davon, dass sie ein Stinktier gesehen hatte. Es ging so weit, dass schon der bloße Gedanke an bestimmte Gerüche sie beunruhigte; bei der Vorstellung, dass jemand ein Streichholz anzündete, wurde ihr schlecht.

Aber du, Jenny, hast dir dieses Parfümverbot nicht gefallen lassen. Ich muss zugeben, ich fieberte ein bisschen mit, während ich beobachtete, wie du für dich selbst Partei ergriffen und Ungerechtigkeit erkannt hast, wenn du sie am eigenen Leib erfuhst.

»Es ist ja nicht so, als würde ich ihr ständig vor der Nase hängen«, sagtest du zu mir. »Wenn sie so empfindlich ist, soll sie eben einen Mundschutz tragen, wie die Asiaten am Flughafen.«

Trotzdem musstest du mir versprechen, das Parfüm gut zu verstecken, wo auch immer du zu jener Zeit deine Geheimnisse aufbewahrtest. Du schworst und schobst den kleinen, goldenen Flakon in deine Shorts, bevor du sanft dagegen klopfst und mir das selbstgefällige Gesicht deiner Mutter zeigtest. »*I love you*, TD«, sagtest du.

Weißt du noch, dass du mich so genannt hast? TD wie Tante Danielle?

Du entferntest dich von mir in Richtung Garten, mit gesenktem Kopf, während dein Daumen flink über deine Handytasten huschte, irgendwie schon mitten in der nächsten Unterhaltung.

Während ich vor eurer Haustür stand, bereitete ich mich auf die vertraute Geräuschkulisse eures Familienchaos vor. Ich benötigte immer einen kurzen Moment, bevor ich eintrat.

Es scheint immer noch ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, dass lediglich drei Personen in diesem Haus lebten. Drei Personen und dieser alte Hund, und außerdem gab es angeblich einen Hamster namens Quiche Lorraine, den ich aber nie gesehen habe. Die Menge an Elektrizität, Energie und Geräuschen, die diesen Ort umschwirrten, erweckte den Anschein, dass hier der Mittelpunkt einer zehnköpfigen Familie oder vielleicht einer Gruppe von fünfzehn Cheerleadern war. Vielleicht auch eine Art Tagesstätte für Erwachsene. In fast jedem Zimmer lief ein Fernseher, und jeder zeigte ein anderes Programm, selbst wenn gar niemand zuschaute. In der Küche neben der Mikrowelle steckte ein iPod in einem Lautsprechersystem, aus dem Klimpermusik dröhnte, die ich nicht kannte.

Dieses Haus war immer tadellos sauber. Was ihm an Ruhe fehlte, machte es mit seiner Ordnung mehr als wieder wett. Deine Mutter sortierte das Müsli nach Farbe. Am Kühlschrank waren keine Magneten. Sämtliche Kabel wurden durch Röhren geführt, die dieselbe

Farbe hatten wie die Wand dahinter. So laut und doch so leer – als wären alle entführt worden. Oder vielleicht auch, als wären alle gerade aufgestanden und gegangen.

Auferstanden.

Das war es. So wird es aussehen, wenn die Auserwählten gerufen werden, wenn Menschen verschwinden. Da ich ganz sicher zu den Heiden zählte, die zurückgelassen werden, sagte ich immer, dass ich am Ende aller Tage schnurstracks zu Smidge gehen würde, da in ihrem Küchenschrank die teuren Snacks waren.

Ich lebte nicht so. Ich könnte so nicht leben. Ich brauche Ruhe, selbst auf Kosten der Ordnung. Es stört mich nicht, zwischen Wäschebergen und Papierstapeln begraben zu sein, während im Hintergrund entweder der Fernseher oder das Radio läuft – aber nicht beides gleichzeitig. Das geht gar nicht. In Smidges Haus kam man sich vor wie im Innern eines Spielautomaten. Der Tumult verursachte mir Unbehagen, als müsste ich mich mit beiden Händen an der Anrichte festklammern, um mich abzustützen.

»Smidge! Ich bin da!«

Aus dem hinteren Bereich des Hauses hörte ich meine beste Freundin zurückrufen: »Gut! Komm und hilf mir!«

Ich machte mich auf den Weg zu ihrem Schlafzimmer, wobei ich dem alten Basset Hound auswich, der sich im Flur breitgemacht hatte. »Hallo, Dr. Phil«, sagte ich, während ich vorsichtig und auf Zehenspitzen über seine riesigen Schlappohren hinwegstieg, die fast die halbe Breite des Bodens einnahmen.

Smidge trug eine weiße Shorts und ein blaues Trägerhemd. Ihre dichten, dunklen Lockenknäuel waren zu einem tiefen Pferdeschwanz gebunden und von einem breitrempigen Sommerhut bedeckt. Ein schlanker Arm ruhte auf einer Bücherkommode, während sie einen kobaltblauen Flip-Flop auf ihren Fuß zog. Sie schwankte auf einem Bein und deutete mit einem Nicken auf den kleinen Koffer in Leopardendruck, der neben ihrem Bett auf dem Boden stand.

Das Zimmer war picobello. Wir hätten auch in einer Ikea-Auslage stehen können oder im Schlafzimmer eines Kindes, das mit schweren Allergien gehandicapt war.

»Nur der kleine Koffer hier?«, fragte ich. Smidge hatte normalerweise so viel Gepäck dabei, dass es ihr Körpergewicht um das Doppelte übertraf.

»Ja, du Hellseherin«, erwiderte sie. »Ich reise mit leichtem Gepäck!«

Als sie feierlich die Arme hob, bemerkte ich, dass sie abgenommen hatte seit unserer letzten Begegnung vor ungefähr sechs Monaten, als sie einen Blitzbesuch bei mir gemacht hatte für ein Saufgelage, das wir das Danielle-ist-endlich-geschieden-Wochenende nannten. Ich kann mich nicht mehr an viel davon erinnern, aber ich weiß, dass Smidge irgendwo noch ein Foto von mir hatte, auf dem ich einen schwarzen Schleier trage und eine Palme umarme, während ich gleichzeitig lache und weine. Ich sehe darauf ziemlich gestört aus. Smidge behauptete, es sei ihr Lieblingsfoto von mir.

Als sie meinen Blick bemerkte, verschränkte sie die

Arme abwehrend vor der Brust. »Was ist?«, fragte sie, in einem herausfordernden Schulhoftton, mit herausgestreckter Brust und vorgeschobenem Kinn.

»Nichts.«

Ihre Augen blieben Schlitze, während sie warnend sagte: »Ist auch besser so.«

Dann, genauso schnell, wich die ganze Härte aus ihrem Gesicht. »Hurra, komm her!«, rief sie und tanzte in meine Arme für eine lange Umarmung. Wir blieben so stehen, bis ich das Rauschen der Toilette im Badezimmer hörte.

»Wer ist das?«, fragte ich.

Smidge verzog das Gesicht und zuckte mit den Achseln als eine Art Entschuldigung. Ich brauchte keine weiteren Erklärungen.

Vikki Lillian war eine Frau, die man sofort an ihren großen Zähnen und an ihrer noch größeren Papageienkette um den Hals erkannte. Eine Frau, für die mir jegliche Geduld fehlte. Als sie um die Ecke geschlichen kam, sah ich, dass sie beschlossen hatte, so zu tun, als wäre sie überrascht, mich zu sehen.

»Ach, hallo, Danielle«, sagte sie, in ihrem leiernden Singsang. »Na, wenn du mir nicht gerade einen Schreck eingejagt hast.« Ihr Gesicht wahrte den falschen Schock, während ihre Finger sich in der scheußlichen Kette verhedderten. Der Papagei war grün, halb so groß wie ihre Hand, und saß auf einem Zweig, und ich fragte mich unwillkürlich, ob Vikki am Ende des Sommers eine vogelförmige weiße Stelle auf ihrem fleckigen Dekolleté haben würde.

Sie wippte auf ihren Absätzen und richtete den Blick auf Smidge. »Ich bin nur hier, weil ich sehen wollte, ob ich mich nützlich machen kann, während ihr zwei beide durch die Weltgeschichte gondelt. Wegen Jenny oder Henry oder im Haus. Ihr seid manchmal eine halbe Ewigkeit weg, und das Haus ist riesig. Irgendwer muss sich doch darum kümmern, wenn ihr zwei beide euch wieder für wer weiß wie lange herumtreibt.«

Manchmal, wenn ich diesen Dialekt hörte, egal, wie viele Jahre ich davon umgeben gewesen war, klang es, als würde jemand ein Banjo zupfen. *Pling, Plong, ihr zwei beide.*

»Ist sie nicht süß?«, sagte Smidge, ohne es im Geringsten ernst zu meinen.

»Das ist nett von dir«, sagte ich zu Vikki. »Aber Smidge hat eine Haushälterin.«

Smidge klatschte auf ihre Oberschenkel. »Nein, habe ich nicht!«

Hatte sie wohl. Ihr Name war Tamara, sie war sechsundvierzig und kam immer durch die Hintertür, obwohl deine Mom darauf bestand, dass sie den Vordereingang benutzte. Smidge war es nicht peinlich, jemanden für sich arbeiten zu lassen; sie wollte einfach nur nicht, dass Tamara das ganze Lob bekam, wenn sie doch nur einmal in der Woche putzte.

»Es ist ja nicht so, als würde ständig jemand vorbeikommen, um zu kontrollieren, ob meine Bettwäsche sauber ist und ob meine Handtücher ordentlich im Wandschrank liegen«, sagte sie dann. »Wenn die Leute

sagen, dass es in meinem Haus sauber ist, dann liegt das daran, dass ich jeden Tag das verdammte Geschirr spüle und weiß, wie man mit einem Besen umgeht. Das Lob gebührt mir.«

»Sie hat keine Haushälterin«, korrigierte Vikki mich, überglücklich, weil sie es scheinbar besser wusste.

Smidge riss warnend die Augen auf, damit ich es darauf beruhen ließ.

»Ich habe Vikki schon erklärt, dass hier für alles gesorgt ist«, sagte sie. »Aber sie beharrt darauf, dass es etwas geben muss, das sie tun kann.«

Vikki schüttelte den Kopf, vermutlich um jede Selbstgerechtigkeit zu verdrängen, die sie gleich brauchen würde. »Ihr zwei beide seid echte Glückspilze«, sagte sie. »Ihr könnt einfach alles stehen und liegen lassen und abhauen, wohin ihr wollt und wann ihr wollt, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben. Es ist mir wirklich ein Rätsel, wie ihr das macht. Nun ja, ich meine, du hast ja noch Henry zur Unterstützung, und Danielle hier hat keine Kinder und auch keinen Mann. Wenn man so ganz alleine ist, kann man genauso gut verreisen. Das würde ich jedenfalls machen, wenn es in meinem Leben niemanden geben würde. Wenn sonst schon nichts los ist, warum sich dann nicht mal ein paar Chinesen anschauen?«

Vikki hing nun seit ungefähr einem Jahr regelmäßig bei Smidge herum, nachdem sich Smidges Strickclub aufgelöst hatte, weil sich alle eingestehen mussten, dass sie bei ihren Treffen viel zu viel Promille im

Blut hatten, um noch rechte und linke Maschen zu stricken. Als die Mitglieder anfangen, sich untereinander anzuzicken, reagierte Smidge mit der Ankündigung, dass sie von nun an nicht mehr als drei Frauen gleichzeitig auf ihre Veranda einladen würde. Ich muss zugeben, dass das gar keine schlechte Regel war. Obwohl Vikki nicht eingeladen war, kam sie weiterhin jeden Dienstagabend, und Smidge hatte schließlich Mitleid mit ihr. »Ich glaube, ihr Mann hasst sie«, sagte sie eines Abends zu mir am Telefon, im Flüsterton, als wäre Vikki in Hörweite. »Wahrscheinlich hat er Angst davor, dass sie ihn mit ihrem Pferdegebiss zwickt.«

Von da an schien Vikki immer da zu sein und tat auch so, als wäre sie schon immer da gewesen, als wäre es normal, dass wir zu dritt waren. Selbst, wenn ich gerade ein paar tausend Kilometer geflogen war, um auf diese Veranda zu gelangen.

Vikki liebte es, Smidges zweiter Schatten zu sein, als bestünde ihr einziger Daseinszweck darin, herumzustehen und auf den Moment zu warten, in dem Smidge jemanden brauchte, der ihr recht gab. Aber der Spaß ging auf Vikkis Kosten; Smidge wusste bereits, dass sie immer recht hatte. Sie gestattete Vikki nur einen kleinen Ausblick auf das Paradies, das ihre Freundschaft sein konnte, ohne etwas Greifbares zum Mitnehmen. Ich glaube, sie hätte Vikki nicht einmal ihr Fiesta-Geschirr geliehen.

Smidge unterbrach an dieser Stelle mit einer ihrer singenden Überleitungen, eine Angewohnheit von ihr, mit der es ihr immer gelang, die ganze Aufmerksam-

keit im Raum sofort auf sich zu lenken. Gewöhnlich tat sie das, um das Thema zu wechseln, aber manchmal auch, um ein Fazit zu ziehen. Sie konnte dieses Wort so sehr in die Länge ziehen, dass es sich anhörte, als wäre sie erstarrt, mitten im Singen von »Do Re Mi« stecken geblieben.

»Alsooooo!«, sang sie. »Lass uns losfahren, Danny. Ich will noch kurz zu Sonic, um eine Cherry Limeade zu holen.«

Und das war's. Kein *Tschüss, Vikki*. Kein *Danke fürs Vorbeischauen*. Smidge tat so, als wäre Vikki bereits gegangen, eine Puppe, die sie fallen ließ, während sie in ein anderes Zimmer schlenderte.

Irgendein anständiger Teil von mir wusste, dass ich wenigstens ein bisschen Mitleid mit Vikki haben sollte, während ich beobachtete, wie sie davonschlich, aber es war schwer, mit ihr zu fühlen, wenn sie sich immer wieder selbst in solche Situationen brachte. Und die Papageienkette löste in mir eine irrationale Wut aus. Schief sie auch damit? Bestimmt. Wahrscheinlich ging sie damit sogar unter die Dusche.

Dann erschienst du im Türrahmen, die Arme vor deiner knospenden Brust verschränkt, den Kopf von einer zur anderen Seite drehend, als würdest du im Publikum der *Jerry Springer Show* sitzen. »Ihr zwei beide seid echt fies«, sagtest du zu uns, dein winzig kleiner Mund eine Klammer der Missbilligung.

Deine Mutter schnaubte. »Das habe ich von dir gelernt.«

Du bist uns bis hinaus in die Einfahrt gefolgt, während du deine Mutter um Geld angebettelt hast. »Was ist, wenn was passiert, während du weg bist?«, hast du gejammert. »Was, wenn Daddy vergisst, mich zu füttern, und ich eine Notpizza brauche?«

Obwohl wir alle wussten, dass du versorgt und sicher sein würdest, machte Smidge eine große Schau daraus, dir einen Zwanziger zuzustecken. »Gib mir seltsame Umarmungen«, sagte sie, als du den Zwanziger zu der parfümförmigen Beule in deine Tasche stopfstest.

Ihr begannt die Serie von Verrenkungen, die euer Abschiedsritual war – wiederholte unbeholfene Umarmungen, die sich scheinbar über Zuneigungen lustig machten, aber trotzdem streng genommen als Berührungen zählten. Hier ein hochgezogenes Bein, dort ein Ellenbogen zwischen den Rippen – deine Mutter schnitt gerne Grimassen, während sie sich zu dir beugte. Du zogst es vor, Hühnerflügel aus deinen Armen zu machen und zu fragen: »Meinst du so? Meinst du so?«

»Was ist das für ein Geruch?«, fragte Smidge nach eurer zehnten seltsamen Umarmung. »Warum riechst du wie ein Puff?«

Du küsstest sie auf die Wange auf eine gespielt französische Art, während du rasch sagtest: »Ihr macht euch jetzt besser auf den Weg, bevor Vikki noch ihren Koffer packt.«

Deine Mutter erwiderte: »Hab dich lieb, Stinki«, und wir fuhren los.

Smidge wünschte sich einen Roadtrip, eine Mädels-tour *back to the roots* mit Papierstraßenkarten und Fast Food und Füßen auf dem Armaturenbrett und Madonna-Songs zum Mitsingen. Wir fuhren in Richtung Osten, zu einem Ziel, das nur Smidge bekannt war, obwohl sie mich ihr großes grünes Auto fahren ließ, dem ich den Spitznamen »Essiggurke« verpasst hatte. Wir würden auf dieser Route zwar nicht in Mexiko herauskommen, aber dafür irgendwann an der Atlantikküste.

Wo Kreuzfahrtschiffe ablegten.

»Wie wäre es mit einem kleinen Tipp?«, fragte ich wieder.

»Ä-ä«, entgegnete sie. »Ich möchte dein Gesicht sehen, wenn wir ankommen. Und ich möchte nicht, dass du mit deinen Überlegungen alles ruinierst. Gehirn ausschalten! Einfach weiterfahren.« Sie zögerte einen Moment, bevor sie hinzufügte: »Ich liebe dich. Du bist meine hübscheste Freundin.«

»Danke.«

»Hübsch, selbst mit diesen Fleischspießen, die du Finger nennst. Du hast gewusst, wann unsere Reise losgeht. Hattest du keine Zeit für eine Maniküre?«

»Ich tippe ständig, Smidge. Du weißt, eine Maniküre ist bei mir Verschwendung.«

Sie knurrte. »Du wirst nie einen neuen Mann finden, solange du mit diesen Hautstummeln rumläufst.«

Das war nicht der richtige Zeitpunkt, um Smidge die Stirn zu bieten. Ich wäre niemals so blöd gewesen, mir vor ihr eine Bemerkung zu erlauben wie »Ich denke, ich weiß selbst, was für mich das Beste ist«. Sollte ich jemals den Verstand verlieren und etwas in dieser Art zu ihr sagen, wusste ich bereits, was passieren würde.

Zuerst würde ihr Kopf nach hinten rucken, als hätte ihr jemand eine unsichtbare Kugel zwischen die Augen verpasst. Ihre dunklen schmalen Augenbrauen würden sich suchen und sich dehnen, um sich genau über ihrer sommersprossigen Nase zu treffen. Dann würde ihr spitzes Kinn auf ihr blasses Dekolleté fallen, das bereits rot gefleckt wäre vor Empörung. Mit der rechten Hand am Hinterkopf würde sie ihre kastanienbraune Lockenmähne auflockern, entrüstet, dass ich sie bis auf ihre insgeheim grauen Wurzeln beleidigt hatte.

Und dann würde sie loslegen, was bedeutete, dass es vorbei war. Wenn Smidges Südstaaten-Singsang in deinen Kopf drang, wenn er an deinen Ohren vorbeischwebte und intravenös tief in deine Knochen sickerte, konnte man nicht viel mehr tun, als zu gehorchen.

»Du weißt, was das Beste für dich ist«, würde sie wiederholen, nicht als eine Frage, sondern als eine erschrockene Feststellung. »Entschuldige, hast du eben gesagt, *du* weißt, was das Beste für dich ist?«



Pamela Ribon

Du und ich für immer

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38212-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2014

Zwei Frauen – eine Freundschaft – ein Wunsch, der alles verändert

Jedes Jahr fiebert Danielle der Reise mit ihrer besten Freundin Smidge entgegen. Aber diesmal kommt alles anders. Smidge enthüllt ihr, dass sie unheilbar krank ist – und sie hat eine ungewöhnliche Bitte, die Danielles Leben von Grund auf verändert ...

Um den letzten Wunsch der Freundin zu erfüllen, zieht Danielle zurück in ihre Heimatstadt. Dort lernt sie Tucker kennen, in dessen Armen sie Trost und Verständnis findet. Und während Smidge verzweifelt versucht, ihren Plan durchzusetzen, erkennt Danielle, dass sie sich entscheiden muss – zwischen ihrem eigenen Leben und dem letzten Wunsch ihrer Freundin ...